

Nr. 158. **Bromberg, den 12. Juli 1930.**

Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerss.

30. Fortsetzung. ——

Paul Heinecken ging einen unangenehmen Gang.

Er mußte Adelheid sagen, daß er das alte Landhaus verkauft hatte. Die Stadt wollte gerade dort eine Straße durchlegen. Erzwungen wäre der Verkauf wohl nicht, man konnte den Straßenzug auch zur Not anders führen, aber er lag so sehr vorteilhaft für Paul Heineckens Grundstücke. Der große Garten ließ sich mit der Zeit zu wertvollen Hausplätzen umwandeln, achtzehn konnte man herausschneiden, vielleicht noch mehr. Und schließlich — konnte man es ihm verdenken, daß er auch einmal etwas vom Erbe des Vaters sehen wollte? Nach seinem Testament blieb Adelheid für Lebenszeit im Zinsgenuß des Vermögens. Über das Haus aber war keine Bestimmung getroffen. Jetzt zahlte sie Miete, anständig und genügend — immerhin — diese Sache mit dem Verkauf war doch ein ganz anderer Kram.

Niemand konnte ihm verdenken, wenn er sich solch Geschäft nicht entgehen ließ.

Aber als er vor Adelheid stand, war ihm doch sehr unbehaglich.

„Na, Paul", begrüßte sie ihn freundlich, „sieht man dich auch einmal? Wie geht es denn den Töchtern? Ist Annas Junge wieder munter? Nur ein bißchen mit den Zähnen war es? Gott sei Dank. Und Minna?"

Minna hatte bisher keine Kinder, sehr zu ihrem Kummer.

„Minna — ach ja — alles gut. Bloß ihre ewige Klage — Na ja. — Nun hat sie ihren Stolle, und nun ist sie auch noch nicht zufrieden."

„Du hast etwas auf dem Herzen", sagte Adelheid. „Du siehst überall hin, nur nicht in mein Gesicht. Was gibt es?"

Es mußte also sein. „Auf dem Herzen — ja — sozusagen. Ich wollt' es dir schon immer mitteilen, liebe Heide. — Aber es war noch unsicher — nämlich — ich hab' das Haus verkauft."

„Euer Haus? Warum denn? Wurde es euch zu groß? Wollt ihr hier mit mir zusammenziehen? Das wäre nett. Seit Tante Anna auch gegangen ist, ist es mir recht einsam in dem großen Kasten."

„Nein. Nicht unser Haus. Hier — das alte." Und als sie ihn verständnislos ansah, redete er hastig weiter: „Sie wollen ein neues Straßennetz anlegen. Senator Burgmann war persönlich bei mir. — Und — das Haus ist ja nicht mehr viel wert. Aber sie zahlen sehr anständig. — Und oben steht doch alles leer. Minna meint, es müßte dir doch ungemütlich sein, und es gibt so nette Etagen jetzt —"

„So", sagte sie langsam. „So". Ja, sie verstand. Sie lebte zu lange. Er mußte warten. Und er war scharf hinter jedem Gewinn her. Als wenn die vielen Wechselfälle im Leben des Vaters eine ewige nervöse Angst in ihm hinterlassen hatten, ihm könne es einmal ähnlich gehen. Da wies er sogar sie hinaus aus den geliebten Räumen.

Es tat weh.

Aber sie hatte so viel hergeben müssen — sie würde auch dies ertragen. Sollte er sich jahraus, jahrein mit der Miete begnügen, nur weil sie hier ihren Erinnerungen nachhing?

Heinecken saß und scharrte mit den Füßen. Ihm war doch sehr ungemütlich.

„Muß ich schon bald ziehen?"

„Nein, nein. Sie wollen erst zum Frühling mit dem Abreißen beginnen. Bis dahin —"

„Dann will ich zum Herbst gehen. Daß ich fort bin, wenn die Wühlerei beginnt."

„Wie du willst. Ganz wie du willst. Dann steht das Haus über Winter leer. Aber das schadet nichts. Sie zahlen, sobald geräumt wird. Aber —" er hatte den Wunsch, ihr etwas zu sagen, was nicht nur Geschäft war, etwas Herzliches — „ja, Minna sagt, bei uns soll immer ein Zimmer für dich sein, daß du den Sommer recht viel herkommen kannst. Und von den alten Bäumen werden nur die geschlagen, die der Straße im Wege sind."

„Minna ist sehr freundlich."

Paul stand auf. „Ich muß in eine Aufsichtsratssitzung. Also — du verübelst es mir doch nicht, Adelheid?"

„Ich verüble es dir nicht, Paul. Jeder ist sich selbst der Nächste."

Es tat ihr gleich leid, daß sie die Worte gesprochen. Man soll sich in allen Lage beherrschen können. Als er gegangen, sah sie sich still im Zimmer um. Und all die guten Stunden kamen und gingen durch den Raum, die sie hier mit dem geliebten Manne verlebte. Und all die fernen Sonnenlichter leuchteten auf, die um das Haupt ihres Kindes geflogen waren. Und es war sehr schwer. —

Aber nach einer Stunde ging sie an die tägliche Arbeit in ihrem Verein, wo sie verwahrloste Kinder und Mädchen betreuten. Als man da ein vierzehnjähriges Ding brachte, das obdachlos von der Polizei aufgegriffen war, vater- und mutterlos — halb verhungert, mit traurigen, dunklen Augen, da nahm sie dies Kind mit schnellem Entschluß in ihr Haus und an ihr Herz. „Daß doch dieser Tag, der so harte Hände für mich hat, einem anderen Menschen ein bißchen Segen in das Leben bringe."

„Wie heißt du?" fragte sie.

„Die Mutter hat mich Hanna genannt."

„Gut, Hanna. Ich will versuchen, dich zu einem tüchtigen Menschen zu erziehen. Es hängt von dir ab, ob wir zusammenbleiben. Machst du dich erkenntlich, sollst du es gut bei mir haben."

Das Mädchen antwortete nicht, nur die dunklen Augen sprachen.

So nahm Adelheid es mit sich hinaus nach Hamm, und hatte bis an ihr Lebensende eine treue Dienerin.

*

Die „Queen Victoria" stampfte schwer durch grobe See.

Es war gegen Abend, die letzten Feuerfanale am Himmel waren im Erlöschen. Zwischen zerrissenen Wolkenmassen glühten sie auf wie tiefe Flammenschlünde. Aber, tief im Westen war alles eine einzige schwarze Bank. Seit

zwei Stunden hatte der Dampfer die Themsemündung hinter sich, hinüber nach Rotterdam wies seine Route. Den nächsten Morgen sollte er in die Rheinmündung einlaufen.

Ein frisch aussehender Herr hoch in den Vierzigern wanderte am Deck auf und ab. Neben ihm ein Mädchen, schlank, groß, blond, höchstens fünfzehn Jahre alt, aber von einem so sicheren, unbekümmerten Aussehen, wie es Töchter haben, die ohne Mutter aufwachsen und im Vater den besten Kameraden finden.

„Willst du nicht zur Koje gehen?" fragte der Vater. Er sprach mit rheinischem Tonfall, weich und ein wenig singend. „Wir bekommen hier bald nasse Grüße an Deck."

Das Mädchen richtete sich noch mehr auf. „Sind wir beiden jemals dem Wetter aus dem Weg gegangen, Herr Vater?"

„Du hast aber solch Wetter noch nicht kennengelernt, wie es uns heute nacht blühen wird."

„Meinst du, es wird arg? Ein richtiger Sturm?" Ihre Augen strahlten, als sehe sie eine köstliche Aussicht vor sich. „Zwischen England und Holland? Gibt es das?"

„Im Herbst oft genug, Kind. Aber die „Queen" ist ja ein tüchtiger Kasten, die wird uns schon nicht übermäßig schütteln."

Als wollte der Dampfer ihn Lügen strafen, tauchte er eben mit der Nase tief hinein in den Salzschaum, stieg gegen den Himmel und ließ eine Riesenwelle von hinten her das Deck überfluten. Die beiden Passagiere waren im Schutz der Kommandobrücke, als die Sturzsee sich von hinten her ergoß. Es spülte um ihre Füße, schwabbte, floß ab, hatte sie aber nicht von oben getroffen.

Dicht neben si chsahen sie einen jüngeren Herrn, der sich in den Bankwinkel geklemmt hatte, und im Augenblick der Überschwemmung die Füße noch hinaufzog. Einer von den wenigen, die es vorzogen, an Deck zu bleiben, während die meisten Mitreisenden sich in die Salons und Kabinen geflüchtet hatten. Unwillkürlich suchten sich die Blicke, und die Augen des Mädchens lachten den Mann an. Sie war, trotz ihres sicheren Auftretens, doch noch vollkommen Kind.

„Wenn Sie an Deck bleiben wollen, sollten Sie sich hier in die Ecke setzen", sagte der junge Mann. „Er sprach Englisch, doch etwas in seiner Sprache ließ das Mädchen glauben, daß er kein Engländer sei. Eher Holländer. Er sprach langsam, als lasse er sich Zeit zwischen den Worten.

„Danke", sagte sie, denn es war nicht ihre Art, die Muttersprache zu verleugnen, und Holländer verstehen ja auch meistens Deutsch. „Wenn wir Sie nicht beengen. Komm, Herr Vater, der Herr sagt, hier ist Platz für uns alle drei."

„Also auch Deutsche." Paul Heinecken sah das junge Ding genauer an. „Man ist es so gewohnt, das Englischsprechen."

„Dann waren Sie jedenfalls lange drüben." Der Rheinländer ließ sich neben ihm nieder, seine Tochter klemmte sich in die Ecke der Bank, an den Vater gedrängt.

Eine mächtige See, halb seitlich heranbrechend, warf die „Queen" wie einen Kahn, daß der Riese schwankte und stieß und die drei Reisenden sich an ihren Sitz klammerten, die Füße gegen den Boden stemmend.

„Ja, ich war fast vier Jahre drüben, die Zeit rennt, wenn man erst einmal fort ist." Und wieder hob sich das Schiff, sank in einen Wellengrund und stieg, wie keuchend, wieder empor.

„Der Wind geht nach Norden herum. Bisher war er rein westlich. Er wird uns zu schaffen machen. Ich sagte es schon zu meiner Tochter. Sie kann heute nacht in der Koje ordentlich tanzen."

„Vielleicht tut man besser, nicht in die Koje zu gehen."

„Bester Herr, was trauen Sie der „Queen" zu? Unsicherheit? Zwischen London und Rotterdam? Ich mache die Fahrt heute zum achtzehntenmal, es hat schon so manches Mal tüchtig geweht, aber mehr war es nicht. Die Schiffe der Red-Rose-Linie sind gut gebaut."

„Ich fahre zum erstenmal die Route über Rotterdam. Wollte eigentlich mit der „Suevia" direkt nach Hamburg. Aber schließlich — man kann so ein bißchen von Holland sehen."

„Wenn man Zeit hat. Wir haben keine, wie, Trix?"

„Ich schon, nur du nicht, Pa."

„Wer soll übermorgen in der Schule sein?"

„Sag' bloß nicht Schule. Ich hasse sie."

„Nette Jugend." Der Vater lachte Paul an. „Ja, das kommt, wenn man die Einzige wie einen Kameraden gehalten hat. Da wachsen sie einem über den Kopf. — Aber es wird wahrhaftig immer stürmisch. Old England sendet uns unangenehme Grüße nach."

„Warum sollte es auch nicht? W—wir bewundern es, aber die Bewunderung ist sehr einseitig."

„So? Sie bewundern das Land? Oder die Menschen? Oder die Macht?"

„Von dem Lande sah ich nicht so sehr viel. Als angestellter Kaufmann blieb mir zu Vergnügungsreisen wenig Zeit. Aber ich bewundere, w—was das Volk dieser einsamen Insel aus sich gemacht hat. Wie es verstanden hat, die Fäden seines Handels über die ganze Erde zu spinnen. Ein Netz hat es gewoben, in dem wir alle gefangen sind."

„Na, na. Ich bin auch Kaufmann, aber so sehe ich die Sache nicht."

„Ich meine nicht: Willenlos gefangen. Ich meine, durch unsere Interessen und die eigenen Vermögensumstände an den mächtigen Vetter gebunden. Heute herrscht noch das Schwert und die Politik, oder richtiger die Politik durch das schärfste Schwert. Aber ein paar Jahrzehnte weiter, da herrscht der Handel."

„Das Geld regiert die Welt. Wenn Sie so meinen — und doch haben arme Völker wieder und immer wieder mit ihrer Kraft die Macht des Geldes gebrochen."

„Das Geld? — Nein, so nicht, w—wenigstens nicht ganz so. Ich meine den Handel. Den Verkehr aller mit allen. Das gegenseitige Interesse der Völker. Ich gebe, daß du gibst. — Und natürlich, wer am meisten zu geben hat, der hat die Lebensnerven der andern in der Hand."

„Also sorgen wir, daß wir zu geben haben."

„Deutschland ist sich in den letzten zehn Jahren bewußt geworden, daß es seinen Platz an der Sonne — mit dem Schwert erworben — im Frieden unermüdlich neu erobern muß, wenn es nicht zurückfallen soll."

Durch das Brausen von Wind und Wogen kam ein dumpfer Ton. Drunten im Schiff schlug der Gong an. Abendessen.

Die drei Reisenden standen auf, und sich zur Treppe tastend stiegen sie hinab.

Der Speisesaal war wenig besucht. Viele der Mitfahrenden lagen schon opfernd in den Kojen, andere hatten sich vor der Zeit einen kleinen Imbiß servieren lassen und sich dann ebenfalls zurückgezogen. Als Paul Heinecken, nachdem er seinen Gummimantel und die wassertriefende Mütze in seine Kabine getragen, eintrat, saßen der Rheinländer und die blonde Tochter bereits bei der Suppe, und da sie ihm nicht winkten, und die Hamburger Reserve ihn immer noch stark beherrschte, wagte er nicht, an ihren Tisch zu treten. Er setzte sich so, daß er die Fenster des Raumes sehen konnte und die steigenden und sinkenden Wasserberge, die draußen schwarzgrün vorüberglitten. Wenn der Strahl der Lampen sie traf, funkelte es in ihren Tiefen wie verborgenes Gold, dann tauchten sie wieder in dunkle Nacht.

Das Essen war ein mühsames Geschäft bei den ebenso steigenden und sinkenden Tischen und Tellern. Ehe er gesättigt war, erhob sich Paul darum wieder, grüßte zu den beiden Gefährten hinüber, und ging in seine Kabine. Nach kurzem Überlegen beschloß er doch, sich nicht zu entkleiden. Nur den Rock warf er ab, dann legte er sich in die schmale Koje. Er hatte Glück. Der Dampfer war wenig besetzt und er bekam keinen Genossen.

Donnerwetter! Das wurde doch schlimmer, als er gedacht. Wie die „Queen" stampfte und rollte. Ein Glück, daß er seefest war, so konnte ihm wenigstens nicht die Seekrankheit über den Hals kommen. Es war auch so unangenehm genug.

Da griff er zu dem einen Mittel, das ihm schon so oft in den letzten Jahren geholfen, wenn unangenehme Stunden zu überwinden waren. „Elfie!" Und sie stand vor ihm.

Wie feingliedrig sie war. Wie ihre Füße flogen, wenn sie um den Rasen lief! Die verkörperte Grazie.

Und wie sie lachen konnte. In allen Tonarten. Silbern und süß wie eine Elfe und kichernd und boshaft wie ein kleiner Teufel. Und er liebte den kleinen Teufel ebensosehr wie die Elfe.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sommer ohne Sense.

Skizze von F. Schrönghamer-Heimdal.

Wie's einem im Blute liegt, so muß er es halten, und wenn die Bäche aufwärts fließen. Und wessen Ahnen allezeit Bauern waren, dessen Blut und Leib und Sinn sind eben so beschaffen, daß er das Samensäen und Sensenschwingen nicht lassen kann, sei es denn, der knöcherne Sensenmann läßt ihn selber ins Gras beißen, davon es kein Aufstehen mehr gibt.

So macht der Bauernmensch oft ein Glück; aber er weiß nicht, wie es ausgeht. Hat's der Balsenpeter auch nicht gewußt, wie ihn der reiche Fabrikherr aus der Sommerfrische weg mit in die Stadt genommen und auf einen guten Posten gestellt hat, weil er Gefallen gefunden an dem biederen treuherzigen Burschen. Denn so, wie der Balsenpeter war, wächst in der Stadt kein Bursche mehr, hat der Kommerzienrat in der Laube beim Abendbrot zu seiner Gemahlin gesagt, und die Elsa, der beiden Tochter, wurde dabei rot bis tief unter den semmelfarbenen Bubikopf.

Der Peter war natürlich gleich Feuer und Flamme, wie er von dem schönen Antrag hörte, und schlug sofort ein. Nun hat das Bauerngeracker ein Ende, dachte er bei sich, und ich werde vielleicht ein Herr in der Stadt wie der Kommerzienrat selber und bekomme eine Frau, so süß und fein und schön wie die Elsa...

Denselben Abend noch saß er in der Sommerlaube beim Sensendengeln, dem allerletzten. Denn morgen in aller Herrgottsfrühe ging es mit dem Schnellzug fort in die ferne Stadt. Wie er so saß und dengelte, begab es sich, daß sich ein semmelfarbener Bubikopf über ihn beugte. Peter fühlte den weichen, warmen Atem dicht bei seinem Haupte und hörte mit wirren Sinnen die lockende Stimme des schönsten Menschenkindes. Dann saßen sie Hand in Hand in der nachtdunklen Laube, und niemand wußte um ihr jungsüßes Geheimnis als die Fledermaus, die flatternd vorüber eilte.

Was Wunder, wenn der Balsenpeter in eitel Glück und Wonne schwelgte? Wie fein war erst das Leben in der schönen Stadt. Er bekam gleich neue Kleider, die seine schöne Gestalt erst recht heraushoben, und brauchte nichts zu tun, als Botergänge zu machen zu den großen Bankgeschäften, die in der Hauptstraße standen. In seiner Freizeit durfte er das Autofahren lernen, und Elsa ließ es sich nicht nehmen, ihm selber im Tennisspiel und in fremden Sprachen Unterricht zu geben. Wie fein diese Stunden waren, weiß allein die Fledermaus, die sie damals daheim noch umflattert hatte.

Dem guten Peterlein verging die Zeit so schnell, daß er garnicht nach Hause dachte. Erst nach Monaten, da der Frühling wieder ins Land zog, überkam ihn eine seltsame Unruhe, die er sich nicht erklären konnte.

Wenn abends die Fabriksirenen ertönten, dachte er bei sich: Bei uns daheim sind es die Herdenglocken. Aber die tun viel feiner und frömmer. Wenn ihn zur Nacht das Gezeter der Straßenbahnen und das Getute der tausend Kraftwagen aus dem Schlafe störten, mußte er an die Sterne denken, oder an den Röhrenbrunnen, der seine mondgoldenen Strahlen in das steinerne Becken goß. Und auf diesem Becken — er sah es deutlich vor sich — standen die Worte eingegraben: Peter Balsen, anno 1662.

Wenn am Morgen mißmutige Arbeiterscharen durch die Fabrikpforten schlenderten, mußte er an die Heimleute denken, die schon vor Stunden mit Jauchzen und Singen ins Mähen gezogen waren und jetzt unter der alten Ulme bei der Morgensuppe saßen.

Wenn an den Sommerabenden die vornehmen Müßiggänger zum Tennisspiel kamen und seine Elsa umschwärmten, dann hätte er mit seinen Bauernfäusten den Schwarm der faden Schwätzer am liebsten vom Rasen gefegt.

Ach, warum durfte niemand wissen, daß er und Elsa eins waren? Warum mußte er zurückstehen, wenn die anderen kamen? Wie konnte sich Elsa überhaupt noch mit den andern unterhalten, mit ihnen freundlich sein, sich von ihnen die Hände küssen lassen, dieselben Hände, die schon so oft um seine Wangen gekost: „Warte nur, Liebster! Jetzt muß es noch ein Geheimnis sein..."

Das alles verstand der gute Peter nicht. Es fehlte ihm trotz allen Wohlergehens etwas, was wesentlich zu seinem Leben gehörte, und seine Unruhe wurde immer größer. War es Heimweh, oder was bedrängte sein Blut und bedrohte seinen Sinn so feindlich?

Da begab es sich, daß er an einem Sommerabend mit Elsa weit vor die Stadt hinausfuhr, wo nichts mehr war als Land und Stille. Und auf einem Roggenfelde sah er ein Mägdlein sich mühen. Da schwang sich Peter aus dem Wagen, warf Rock und Weste von sich, stülpte sich die Hemdärmel hoch, nahm dem Dirnlein die Sense aus der Hand und sprach: „Geh du jetzt heim, du schmales Ding. Ich will dir den Roggen mähen. Die ganze Nacht hindurch. Morgen kannst du binden und Garben setzen. Jetzt weiß ich, was mir gefehlt hat diesen ganzen Sommer: her — die Sense. Und das weiß ich auch: Es soll in meinem Leben keinen Sommer ohne Sense mehr geben."

Also hatte der Balsenpeter wieder heimgefunden zu sich und seinem Blut, und es half kein Betteln und Flehen mehr von der schönen Elsa, bis sie ihren Bubikopf in den Nacken warf und ein eiskaltes „Na also!" zum letzten Abschied sprach.

Den Balsenpeter rührte es nicht mehr. Er fühlte den lang entbehrten Schweiß in Bächlein aus seinen Poren rieseln, und je weiter er mähte, desto wohler ward ihm.

Als am nächsten Morgen nach der durchmähten Nacht das schmale Dirnlein zum Garbenbinden kam und ihm Peterlein in die verwunderten Augen sah, da lächelte er still vor sich: Diese Hände wird keiner küssen als der, den sie zuerst gekost

Eher fließen die Bäche aufwärts.

Gespräch in der Untergrundbahn.

Skizze von Wolfgang Federau.

„Hallo — hoppla!" stotterte der Herr mit einem entschuldigenden, fast schüchternen Lächeln, das sein müdes, etwas graues und gefurchtes Gesicht in seltsamer Art verschönte. Er bückte sich, nicht ohne Mühe, nach dem Schirm, den er bei seinem Eintritt umgeworfen hatte, und reichte ihn mit artiger Verbeugung dem jungen Mädchen. Es dankte mit kaum merkbarem Neigen des Kopfes.

Der Wagen der Untergrundbahn war jetzt, in dieser vorgerückten Stunde, fast leer. Niemand war darin als dieses junge Mädchen, und der neue Fahrgast hätte sich einen der schönen Eckplätze aussuchen können, wo man so bequem hocken kann, den müden Kopf an die Rückenwand gelehnt und eingelullt von dem gleichmäßigen Rhythmus der Fahrt. Statt dessen ließ er sich der jungen Dame gegenüber nieder, in aufrechter, korrekter Haltung, offenbar bestrebt, den Zufall seiner Ungeschicklichkeit als willkommenen Anknüpfungspunkt für eine etwas vom Zaun gebrochene Unterhaltung zu benutzen. — „Es ist immer so", begann er aufs Geratewohl, unbeirrt von dem kühlen, fast ablehnenden Blick des Mädchens, „morgens, mittags und noch abends, nach Geschäftsschluß ist man eingepfercht wie ein Hering in der Tonne, und zwei, drei Stunden später kann man im Wagen spazieren gehen, wenn man will. Ist das nicht fast ein Wunder? Rings um uns diese Riesenstadt mit ihren Millionen von Einwohnern, und da fährt man durch die Nacht, fährt mitten durch diese große, ungeheure Stadt — ein Mann und ein Mädchen, und beide sitzen einander gegenüber, sind sich völlig fremd und spüren doch irgendwie tief im Herzen ein heimliches Band, eine flüchtige Zusammengehörigkeit: ich und du, wir beide, allein und doch zu zweien, inmitten des Brausens dieser drohenden, überwältigend großen Stadt. Das Gefühl dauert nicht lange — es währt zwei, drei Stationen weit, und dann steigt er aus oder sie und geht, nun wirklich allein, in die Dunkelheit und wird verschluckt und verschwindet. Dann ist alles vorbei.

Sie denken gewiß: Was für ein geschwätziger Hagestolz, der da mit mir durch die Nacht fährt. Aber Sie irren, mein Fräulein — Sie irren wirklich. Ich bin kein verbitterter Junggeselle, und wenn ich allein bin und einsam, so bin ich es doch nicht immer gewesen. Glauben Sie mir das?

Ja — Sie glauben es wohl. Ich sehe es an Ihren Augen, die nicht lügen können. Es sind eigentlich Ihre Augen, die mich zum Sprechen reizen. Wissen Sie, wer noch solche Augen hat? Die Ritz — die große Tänzerin Ritz. Sie kennen Sie nicht, scheint es mir. Das wundert mich — oder nein, eigentlich kann man sich nicht darüber wundern. Sie sind jung, sehr jung. Neunzehn, schätze ich.

Und — ja, und vor zehn Jahren, da waren Sie ja noch ein — ein ganz kleines Kind sozusagen. Wie sollen Sie

da auch etwas von der Ritz wissen? Deren Namen einmal von ganz Europa mit stammelnder Begeisterung genannt wurde. Man kann Ihnen nicht böse sein, deswegen — Sie waren ja noch ein Kind damals.

Diese Ritz — o, bitte, lächeln Sie nicht — diese Brigitte Ritz war einmal meine — Frau! Nun denken Sie: Dieser Aufschneider! Dieser grämliche, nachlässig angezogene Herr mit dem faltigen Gesicht und den bereits angegrauten Haaren will der Gatte einer der berühmtesten Tänzerinnen gewesen sein? Sie dürfen ja auch nicht vergessen, mein Fräulein: Das ist alles sehr lange her. Und ich habe nicht immer so ausgesehen, wie ich heute aussehe, so verbraucht, so müde und stumpf. Wenn man zehn Jahre hindurch weiter nichts hört, als das Gefasel einer schlampigen, geldgierigen Wirtin, und — sofern man zu Hause ist — weiter nichts sieht als seine kalten, traurigen Wände, dann ändert man sich, nicht zu seinem Vorteil.

Wie habe ich die Frau geliebt! Und sie mich auch, bestimmt! Denn wenn ich auch wohlhabend war, reich beinahe — sie brauchte mich nicht. Sie verdiente in einem Engagement mehr als ich in dreimonatlicher Arbeit, das ist wohl selbstverständlich; nach allem, was ich vordem sagte.

Nein, wir liebten uns eben. Und wenn ich auch kein Freund von Superlativen bin, so möchte ich doch sagen: Es kann kein Mann das Bild seiner Frau gläubiger, inniger im Herzen bewahrt haben, als ich es tat. Ich war so vernarrt in sie, daß ich manchmal an mein Glück nicht zu glauben vermochte. Daß ich voller Furcht war, sie könnte mich verlassen oder es wäre alles nur ein schöner Traum.

Aber es war kein Traum, dieses Leben, das wir viele, viele Jahre hindurch miteinander führten. Bis . . . ja, bis einmal . . . Also an einem Abend — sie trat auch während unserer Ehe weiter auf, müssen Sie wissen; das hatte sie sich ausbedungen, und ich hätte ihr unendlich viel mehr gewährt, um dieses Glückes willen, sie zu besitzen — an einem Abend also hatte sie nicht den üblichen rasenden, enthusiastischen Beifall gehabt wie sonst. Nicht etwa, daß man nicht geklatscht hätte, gewiß nicht. Aber in dem Applaus war etwas gewesen — so eine frostige Note, eine nicht erklärbare, wohl aber fühlbare Zurückhaltung, die deutlich zeigte, daß man nur aus Anstand, aus Gutmütigkeit klatschte. Sie hatte niemanden hingerissen, das war's. Als sie aus ihrer Garderobe kam, war ihr Gesicht steinern, so abwesend und hochmütig und traurig zugleich, wie ich es noch nie gesehen hatte. Zu Hause, beim Tee, versuchte ich vergeblich, sie durch Scherze und lustiges Geplauder auf andere Gedanken zu bringen. Schließlich, da ich die Qual nicht länger ertrug, packte ich den Stier bei den Hörnern und meinte: Es gebe im Leben jedes Künstlers Augenblicke, wo er nicht ganz auf der Höhe sei — und sie solle doch tapfer sein und dieses kleine Mißgeschick nicht so lächerlich ernst nehmen. Aber meine Frau sah mich nur ganz durchdringend mit ihren dunklen, wundervollen Augen an, und entgegnete: „Ich weiß nicht, was du willst — man **hat** doch geklatscht? Und falls man wirklich weniger laut als sonst seinen Beifall geäußert hat — mir ist's ganz recht so. Es ist etwas anderes, was mich bedrückt."

„Was denn? fragte ich überrascht.

„Ich", erwiderte Brigitte, „ich liebe dich nicht mehr — ich liebe — einen anderen."

Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich ohnmächtig vom Stuhl gesunken. Aber ich nahm mein Herz fest in die Hand und stammelte: „Wer ist's?" Ich dachte nicht, daß sie mir den Namen sagen würde. Aber sie nannte ihn — es war der meines besten Freundes.

Lange Zeit saß ich ganz stumm da, biß mir die Lippe vor wahnsinniger Erregung wund. Endlich brach meine Frau das Schweigen. „Und jetzt? . . ." fragte sie ganz ruhig.

Ich dachte: du mußt ein Opfer bringen! Immer hast du gefürchtet, daß es einmal so kommt. Du bist sehr glücklich gewesen, alle diese Jahre. Aber wenn du sie wirklich so liebst, wie du es ihr immer geschworen hast, mußt du dich jetzt groß erweisen, mußt du dich selbst ihr zum Opfer bringen.

Ja — das dachte ich und sagte es schließlich, flüsternd; so oder doch so ähnlich. Daß ich ihrem Glück nicht im Wege stehen wolle, daß ich sie frei gebe. Ja, das etwa sagte ich. Und: „Ich habe es nicht anders erwartet", erwiderte sie. Und plötzlich fiel sie mir um den Hals, küßte mich und weinte, wie ich noch nie einen Menschen habe weinen sehen.

Am anderen Morgen war sie fort — mit ihrem Kind, unserem Töchterchen, an dem ich so sehr hing. Sie hatte einen Brief hinterlassen, einen seltsamen Brief. „Es ist nicht wahr", schrieb sie, „daß ich den anderen liebe. Ich wollte Dich nur auf die Probe stellen. Hättest Du mir gesagt, Du würdest ihn töten, dann wäre ich geblieben. Denn ich liebe Dich heute noch so heiß und innig wie am ersten Tage. Aber da Du bereit warst, mich kampflos aufzugeben, so vermag ich nicht mehr an Deine Liebe zu glauben. Ich habe gesehen, daß ich mit meiner Kunst zu Ende bin. Gestern abend hat man es mir gezeigt. Das könnte ich ertragen. Aber daß zugleich auch Deine Liebe tot ist — diese große Liebe, die wir für ewig hielten — das vermochte ich nicht zu ertragen. Lebe wohl — für immer. Geliebter — Du."

So ungefähr schrieb sie. Frauen sind oft so seltsam. Ich habe sie nie mehr wieder gesehen. — Es ist, als habe der Erdboden sie verschluckt.

Ich habe nicht davon gesprochen. Zu niemandem. Aber heute — Sie haben ihre Augen, mein Fräulein. Und ich . . . ich bin immer so allein . . . Aber Sie wollen aussteigen, Bayrischer Platz, nicht wahr? Verzeihen Sie mir meine Redseligkeit, ja? Denken Sie: Das ist so ein alter, geschwätziger, einsamer Mensch. Man muß ihm so etwas nicht nachtragen . . . Und . . . wollen Sie mir nicht Ihren Namen sagen, zur Erinnerung an diese Stunde?"

„Hanni Ritz!"

„Hanni Ritz? Ach . . . ach Himmel . . . Hanni!"



* **Ein unternehmungslustiger Jüngling und sein dummer Vater.** Menschenraub gehört in manchen Gegenden Amerikas zur Tagesordnung. Die Banden, welche dort diesem Berufe nachgehen, rekrutieren sich nicht aus der verbrecherischen Unterwelt Chicagos, Newyorks und anderer amerikanischer Großstädte. Meistens sind es Cowboys und Chinesen oder aus den Zuchthäusern geflüchtete Häftlinge, die das Unwesen des Menschenraubes in den Bergfelsen und Wäldern des amerikanischen Südens und Westens betreiben. 5000 Dollar ist der niedrigste Preis für die Befreiung eines von den Banditen entführten Opfers. Mancher amerikanische Millionär mußte sogar bis an die 100 000 Dollar vorstrecken, um seine Kinder oder Angehörigen aus den Klauen der Räuber zu befreien. Die Menschenräuber arbeiten mit Unerschrockenheit und zeigen manchmal einen todesverachtenden Mut. Ist auf den Landstraßen kein passendes Objekt zu finden, wagen die Banditen ihre Opfer mitten aus dem Trubel der Städte herauszugreifen. Geschickte Spione kundschaften die Lebensgewohnheiten der zu entführenden Opfer von vornherein sorgfältig aus. Die lebendige Beute wird plötzlich überfallen und in die Berghöhlen in der Umgebung verschleppt. Fünf oder sechs Tage wird gewartet, bis die Familie des Geraubten über dessen Schicksal unruhig und verzweifelt zu werden beginnt. Dann kommt ein Brief an die Hinterbliebenen an, in welchem die Banditen eine hohe Summe für die Entlassung des Opfers fordern. Ein interessanter Fall passierte kürzlich in Florida. Zum fünften Male geriet der zweite Sohn eines Automobilfabrikanten in die Gewalt der Räuber. Der Vater bezahlte die angeforderten 50 000 Dollar und wartete auf die Heimkehr des Sohnes. Er wartete ziemlich lange und erhielt endlich folgendes Schreiben: „Lieber Vater, ich bitte um Verzeihung, ich werde nie zu dir zurückkehren. Du gabst mir monatlich 200 Dollar Taschengeld und dachtest, es genüge mir. Für einen jungen Mann in meiner Stellung aber war dieses Geld viel zu knapp. Ich kam auf die Idee, eine Räuberbande zu gründen, die mich selbst fünfmal hintereinander raubte. Jetzt habe ich ein Kapital gesammelt und kann selbständig werden. — Adieu, Papa."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg